

Prof. Dr. h.c. Albert Scharf

Heimat in einer globalisierten Welt

Festvortrag bei der Verbandsversammlung des Verbands der Bayerischen Bezirke

am 5. Juli 2013 in Gunzenhausen

Über Heimat zu reden, hat Hochkonjunktur, Heimat ist „in“, Heimat ist ein „hype“, ein „polihype“, auf den kein Redner verzichten will, der für aktuell, heutig, morgig, zukunftsweisend gehalten werden will. Da hat sich etwas geändert im Bewusstsein der Gesellschaft. Heimat, einst allenfalls noch als Gegenstand von Volkskunde und Lyrik gesehen, ist heute ein eminent politisches Thema. Als ich vor zwanzig Jahren zum ersten Mal grundsätzlicher über Heimat sprach, über die gesellschaftliche, kulturelle, politische Bedeutung einer bewahrten Heimat in einem damals über Nacht sehr viel größer und vielfältiger gewordenen Europa und in einer sich rasant öffnenden Welt – es war 1991- da fand ich zwar volle Zustimmung und großen Beifall bei denen, die da zur 90-Jahrfeier des Landesvereins für Heimatpflege zusammengekommen waren, jenseits dieses Kreises erntete ich eher Achselzucken und scheele Blicke: „Heimat? Mein Gott, was soll das? Merken Sie nicht – die Welt ist groß und wird jeden Tag größer, der Horizont weitet sich ins nie Gekannte; die Welt ist anders geworden, die alte, bodenständige Welt ist vorbei: Heimat ist ein Bodensatz der Geschichte von Gestern...“ Gnädigsten Falls nahm man ein Bekenntnis zum Wert der Heimat hin als Teil der Folklore lederbehoster Gamsbartträger aus Hintertupfing oder als Marotte übrig gebliebener biedermeierlich idyllischer Spießbürger aus Jean Pauls Krähwinkel und Kuhschnappel. Kurz: die flotten globalen Besserwisser der Groß-und-Weltstadt-Intelligenz hielten mich und die paar meinsgleichen für geistig beschränkt und hinter der Zeit zurückgeblieben – und waren es nur selbst. Denn ihre Häme war ein arger Irrtum, eine völlige Verkennung der Lage, in die sich eine global beglückt wahnende Welt selbst gebracht hatte. Ich gebe zu, dass ich genau um diese Zeit dem Bayerischen Rundfunk die Devise vorgegeben hatte: in der Welt zu Hause, in Bayern daheim. Ich ahnte, spürte, wusste, dass gerade in einer global ausufernden Welt mit ihrem weltweiten Gleichmacher- Gehabe alsbald die urmenschliche Sehnsucht nach Nähe, vertrauter, bergender Nähe wieder zu Tage treten werde. Im Grunde ihres Herzens wollen die Menschen gar nicht alle so sein wie alle anderen; sie sind stolz auf ihre Eigenart und Heimat hat etwas mit Eigenart, selbstbewusster Eigenart zu tun. Heimat ist nicht Nostalgie, kein Märchen aus uralten Zeiten, die längst im Orkus der Vergangenheit versunken sind. Heimat ist nichts Gestriges, nichts Vergangenes, auch

vom so genannten Fortschritt wird sie nicht überholt und ins Abseits verdrängt: Heimat ist ein zeitloses Phänomen, Heimat ist nie zeitwidrig, sondern stets zeitgemäß. Die Besinnung auf eine, auf unsere je eigene Heimat ist immer brandaktuelle Gegenwart. Eine Heimat zu haben, war und ist die Voraussetzung einer menschenwürdigen Zukunft – wo immer man auch lebt auf dieser Erde. Wer die Heimat verliert, aus den Augen, aus der Seele, aus dem Sinn, ist heimatlos, ist allein in dieser Welt und unbehaust, wie Goethe seinen auf der Suche nach dem höchsten Glück gierig durch die Welt flüchtenden Faust nennt: „unbehaust...ohne Zweck und Ruh‘... begierig wütend auf den Abgrund zu“.¹ Jeder braucht zum würdigen Leben eine Mitte, einen festen Halt – Heimat ist Mitte und Halt, Basis des Lebens. Und je weiter der Raum wird, in dem wir leben und überleben müssen, desto unsicherer, schwankender wird der Boden: Da ist es gut, eine tragfähige, belastbare Basis zu haben – eine Heimat.

Globalisierung ist das Kultwort dieser Jahrzehnte – grenzenlose Chancen, immer neue Hoffnungen verheißt es, schürt aber auch unendliche Ängste. Die Welt weitet und weitet sich; dank wundersamer technischer Kommunikationsmittel rückt sie uns zugleich näher und näher, die große, weite Welt schrumpft zum Dorf, so begeistern sich die Globalisierer - nichts, was irgendwo und sei es noch so fern, geschieht, entgeht uns, alles wird uns im Moment des Entstehens und Geschehens ins Haus und Handy geliefert, nichts ist uns mehr fremd, nichts, was irgendwo noch so versteckt gespeichert ist, bleibt unentdeckt – so scheint es. Der Wunsch des Adepten Wagner in Goethes „Faust“: „*zwar weiß ich viel, doch möchte ich alles wissen...*“ wurde ehemals als vermessene Hybris belächelt, heute, so scheint es, kann dem Mann geholfen werden. Das Internet macht's möglich. Solche Fülle verwirrt aber auch; zu nichts gibt es noch eine wirkliche Beziehung. Man erfährt überwältigend vieles und noch mehr – aber was weiß man noch wirklich? Verliert man sich nicht im Unüberschaubaren und Ungewissen? Der Aufbruch in die große weite Welt geht einher mit dem Verlust an Nähe, an Nähe, der man trauen konnte, weil man sie überblickte, durchschaute und kannte – man wusste, wie man dran war. Der globalisierte Mensch, dem die ganze Welt offen steht, verliert sich in der Fremde. Denn fremd und unabsehbar bleibt ihm diese Welt, auch wenn sie ihm noch so nahe tritt. Bei aller weltweiten Egalisierung technologischer und ökonomischer Prozesse, bei aller Angleichung des Alltags, der Lebensgewohnheiten, des Konsums, der Freizeit, der Wünsche der Menschen, ist die Welt doch über alle Kontinente hinweg nach wie vor unendlich bunt und vielfältig. In

¹ JOHANN WOLFGANG VON GOETHE, Faust, I.Teil, in „Wald und Höhle“

Jahrhunderten, ja Jahrtausenden sind rund um den Globus unterschiedliche Denkweisen und Wesensarten entstanden. Landschaft, Lebensumstände, Sprachen, Religion, Geschichte, gemeinsame Lebenserfahrung haben allüberall Identitäten ausgeprägt, die sich nicht von heute auf morgen über einen globalen Kamm scheren lassen – Gott sei Dank, denn aus dieser Vielfalt entstanden und nähren sich die unterschiedlichen Kulturen, ohne die diese Welt armselig und kalt wäre, jene Kulturen, ohne die der Mensch in seinem Wesen verkümmern würde. Vielleicht entsteht ja einmal aus der technisch-ökonomischen Globalisierung eine Weltkultur. Wie sie sein wird, kann man ahnen, denn in mancherlei Hinsicht ist sie bereits auf dem Weg, aber ohne dass die Menschen dazu eine nähere Beziehung haben. So eine weltweit angegliche Kultur wird uniform sein nach dem Muster derjenigen, die in der globalen Welt das Sagen haben, und diese uniforme Kultur wird, damit sie auch überall irgendwie für alle passt, vordergründig sein, oberflächlich, flach und fad, ohne Tiefgang und Wurzeln – weil ihr die Nähe zu den Menschen und zu deren je unterschiedlichen Umwelt fehlt, weil sie nicht mehr in die Seele des Menschen wirkt, weil diese allüberall gleiche Kultur – kurz gesagt – den global ausufernden Menschen eben keine Heimat mehr bietet.

Freilich – damit wir uns nichts vormachen: der technisch und ökonomisch bedingte Zwang zur Globalisierung unseres Lebens ist unaufhaltsam und rational auch verstehbar. Aber der Mensch ist in seinem tiefsten Wesen nicht rational, sondern emotional bestimmt und er empfindet nicht global, sondern lokal, ihn berührt in erster Linie, was er aus vertrauter Nähe sieht. Die ganze Welt ist niemandes Heimat. Oder ist dies doch alles arg gestrig gedacht? Ist Heimat vielleicht doch nur die Illusion einer guten alten Zeit von vorgestern, die es so ideal, so schön und gut und glücklich ohnehin nie gab? Meinen wir, wenn wir von der Heimat schwärmen, vielleicht immer noch in romantischer Verklärung das Bild der heimeligen Idylle eines klein- und kleinstteiligen Lebensraums, wo wir unser Leben nach Vorväterart dahinleben. Nein - bei der Suche nach Heimat heute inmitten einer durch globale Technik global geweiteten Welt geht es nicht um den Fortbestand von Biotopen für eine allmählich aussterbende Art, nämlich für Menschen, die am Boden ihrer Herkunft haften und nichts anderes im Sinn haben als, dass sich nichts ändert. Wie es scheint, sind wir doch, wie man im Neuberliner Politikjargon sagt, alternativlos in eine neue Dimension hineinversetzt, in der Herkunft, Vaterland, Nation, Heimat, überhaupt jede geistige Bindung an eine Vergangenheit, ja schon an das Heute, ohne jede Bedeutung sind.

Nach Morgen streben wir – wo immer es sich einstellt. Ist es nicht das Ideal des globalisierten Menschen, überall zu Hause und daheim zu sein, wo es ihm gut geht? Diese Einsicht sei übrigens so neu nicht, wird man humanistisch gebildet belehrt - schon zur Zeit der alten Griechen und Römer habe man diese Lebensweisheit gekannt, weil die Menschen schon damals oft und weit unterwegs waren auf der Suche nach ihrem Glück. Ich fürchte allerdings, dass die meisten, die da so geschickt daherreden, den Hintergrund und den Hintersinn ihrer Zitate nicht kennen.

Zum Beispiel findet sich der scheinbar frappierende Satz – ich bin überall daheim, wo es mir gut geht - schon bei *Aristophanes* in dessen gesellschaftskritischer Komödie „*Plutos*“. Dort ist er die zynische Antwort des Götterboten Hermes auf den Vorwurf, weshalb er denn so Hals über Kopf die alten, wenn auch etwas ärmer gewordenen Götter verlassen habe, um sich dem neuen Gott Plutos, sprich dem scheinbar unerschöpflichen Reichtum an den Hals zu werfen. Hermes galt bekanntlich auch als Patron der Reisenden und Kaufleute: eine, wie ich meine, erstaunlich beziehungsreiche Quelle für den heutzutage viel zitierten Spruch, den Aristophanes aber genau anders meint als diejenigen, die sich heute damit trösten oder gar rechtfertigen wollen, wenn sie überkommene Werte und Tugenden, die alten Götter also, aus hektisch getriebener Gier nach immer noch mehr, hinter sich lassen, um ja den Anschluss an den jeweils trendigen Trend nicht zu versäumen. Vielleicht ist die bissig-ironische Gesellschaftskritik des Aristophanes, er schrieb seine böse Komödie über den Reichtum um 408 vor Christus, der Grund, weshalb man sich an ihn heutzutage nicht so sehr erinnert.

Meist verweist man auf *Cicero*, der in seinen *Tuskulanischen Gesprächen* in der Tat schreibt: „*Patria est, ubicumque est bene*“ – wo immer es uns gut geht, da ist Vaterland.²

Es ging in diesem Gespräch, nur soviel sei hier gesagt, um das Schicksal der Verbannung, das Cicero leidgeprüft kannte und wieder vor sich sah. Er wollte sich, so meine ich (ich habe dies anderswo genauer begründet), den Anschein geben, weltweise und gelassen über solch üblem Schicksal zu stehen. Für mich ist der so lässig weltoffen scheinende Satz des „*ubicumque bene, ibi patria*“ nichts anderes als der trotzige, im tiefsten Grund der Seele verbitterte Ausbruch eines Menschen, der sehr wohl weiß, dass ihm nach dem Verlust der Heimat im Letzten seiner Existenz

² M. TULLIUS CICERO, *Tusculanae disputationes* – Gespräche in Tusculum, Liber V (108), Reclam, Stuttgart 1997, Seite 468 ff.- Die übliche Übersetzung „da ist Heimat“ ist meines Erachtens ungenau: an anderer Stelle (siehe FN 4) erläutert Cicero ausdrücklich, dass jeder, der nicht aus der Stadt Rom selbst ist, zwei Vaterorte (*patriae*) besitzt: „*duas esse censeo patrias, unam naturae, alteram civitatis*“- eine natürliche, angeborene, wirkliche (*germana patria*) und eine politische Heimat, das Vaterland.

etwas fehlt – ein Selbst-Trost, den man sich einredet, oder überhaupt nur Fassade, hinter der sich Wehmut verbergen lässt. So verstehe ich es schließlich auch, wenn Heimatvertriebene unserer Zeit das Zitat gebrauchen, die sich in einer „neuen Heimat“ gut aufgehoben fühlen. Wenn Cicero übrigens auf seine Wurzeln, sein Wesen zu sprechen kommt, nennt er sich „*homo Arpinatus*“, den Mann aus *Arpinum*, wo er geboren und aufgewachsen ist – ein heute noch existierender Ort rund 100 km südlich von Rom in Latium. Man findet das in geradezu bewegenden Worten in einem anderen seiner Werke (im II. Buch des Dialogs „*De Legibus*“) ³:

Hier ist, schreibt er da, „*meine und meines Bruders eigentliche Heimat... Wir stammen nämlich von hier aus einem uralten, hier verwurzeltem Geschlecht, hier ist alles, was uns heilig ist, hier kommen wir her, hier sind viele Spuren unserer Vorfahren...*“

Das ist es, was Cicero wirklich unter der angeborenen Heimat versteht. Dennoch ist der trotzig aufbegehrende Satz „Wo es mir gut geht, bin ich daheim“ Lehrstück für ein tragisches Kontinuum in der Geschichte der Menschheit – zu allen Zeiten wurden Menschen ihrer Heimat beraubt; sie mussten sich für ihr Leben neue Wege suchen und einen neuen Halt. Ganze Völker wanderten Jahre um Jahre auf der Suche nach einer neuen Heimat und darüber veränderte sich die Welt – aber auch die umhergetriebenen Völker und Menschen waren am Ende anders als ehemals. Sie wurden, was sie sahen – wie es der englische Dichter und Visionär William Blake am Anfang des 19. Jahrhunderts (1803) lapidar in einem Versesopos über die Odyssee des Volkes Israel ausgedrückt haben soll ⁴

Wir haben das alles miterlebt. In uns näher liegenden Zeiten wurde das Exil zum Schicksal von Millionen. Sie schufen sich gezwungenermaßen unter unglaublichen Opfern ein neues Zuhause, das sie als neue Heimat annahmen, sie passten sich der neu gefundenen Heimat an, aber die alte Heimat blieb geistiger Hort und Quelle des Selbstverständnisses. In der Not und in der Fremde fand man zumindest Halt in der Erinnerung an das, was einem die eigentliche Heimat war.

So bitter es klingt, aber Heimweh ist offenbar der beste Schlüssel zum Verständnis dessen, was Heimat ist und was sie einem bedeutet. Und sie ist auch keine Utopie, wie manche meinen, keine bloße Wunschvorstellung, kein Wahnbild, keine Schimäre, keine Fiktion, etwas Unwirkliches – spätestens wenn man die Heimat verloren hat, wird einem bewusst, wie sehr sie Realität, Wirkkraft unseres Lebens war. Die Exil-

³ M. TULLIUS CICERO, *De Legibus*, Artemis & Winkler 1994, Seiten 73, 75 und 77

⁴ So der kanadische Medienphilosoph Marshall MACLUHAN in seinem Buch „Die Gutenberg-Galaxis“ (ich konnte das Zitat bei Blake nicht verifizieren)

Literatur des frühen und späten 20. Jahrhunderts belegt dies an vielen Stellen in bewegender Weise.

Was Heimat ist, das lässt sich nicht leichthin beschreiben; man empfindet, man weiß es, wenn sie einen umfängt und birgt, und mehr noch, wenn sie einem fehlt. Heimat als empfundene, als gefühlte, als erfahrene, vielleicht auch erlittene Realität.

Heimat ist Inbegriff von Nähe, Überschaubarkeit, Vertrautheit, Stütze der Existenz, Halt im Auf und Ab der Geschichte, für den Weg durch das Leben ist sie Basis und Orientierung zugleich. Keinesfalls aber ist Heimat eine sorgenlos heile Welt, ein konfliktfreier Raum, eine allzeit trauliche Idylle, ein gottgegebenes Paradies – sie ist wie das Leben selbst: Freude und Leid, Sorge und Hoffnung. Heimat birgt arm und reich, birgt menschliche Unzulänglichkeit und soziale Spannungen, birgt alle Folgen menschlichen Tuns, auch die Folgen von Irrtum und Bosheit, von Arglist und Gehässigkeit. Dennoch aber ist Heimat Sicherheit, wie *Jean Améry*, der von den Nazis in die Emigration gezwungene Österreicher aus dem Salzkammergut, bekannte: man müsse Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben; habe man sie nicht, verfallt man der Ordnungslosigkeit, Verstörung, Zerrissenheit...⁵

Man kann überall zu Hause sein, daheim ist man nur, wo man herkommt, in jenem Raum der Geborgenheit und Vertrautheit, der durch die Landschaft geprägt wird und durch eine gemeinsam erlebte und erlittene Geschichte, durch Sprache und Lebensweise im Ablauf der Jahre und Zeiten, durch Literatur und Musik und bildende Künste, der geprägt ist durch eine Mentalität, die mit all dem zusammenhängt und von all dem herrührt, von eben der Kultur, die diesen Raum, die eine solche Heimat ausmacht.

Die Nähe, die das Vertraute umschließt, bedeutet nicht Enge, darf nicht zur Enge werden. Heimat kann, ja soll und muss offen sein, offen auch für das Neue, das noch nicht Da-Gewesene, für das Fremde. Wir alle, auch wir hier in Bayern, haben unseren Ursprung in einer Migration und Integration. Seit mehr als 2000 Jahren haben sich Zuwanderer mit den bereits Ansässigen vermischt. Auch dies drückt sich in dem Gepräge der Heimat, in unserer Kultur und im Wesen der heutigen Gesellschaft aus. Und diese Geschichte verpflichtet, dem Neuen und Ungewohnten mit dem gleichen Respekt und mit dergleichen Toleranz zu begegnen, wie man sie selbst anderswo erwarten würde. Wenn in unsere Heimat nicht seit Jahrhunderten immer wieder Neues eingeströmt, eingebracht worden wäre, würde vieles, wenn nicht alles fehlen, was

⁵ JEAN AMÉRY, Wie viel Heimat braucht ein Mensch? In seiner Aufsatzsammlung „Jenseits von Schuld und Sühne“, 2. Auflage, München 1966, Seite 71ff., insbesondere Seiten 74, 79, 81.

diese Heimat heute ziert und worauf wir heute stolz sind. Ob dazu allerdings auch so Manches gehören wird, was wir heute der Heimat an Neuem zufügen, wage ich zu bezweifeln. Wenn ich nur an all das denke, was wir so in die Dörfer, Städte und Landschaften bauen – funktional, kühl und glatt, meist unansehnlich, nichtssagend, oft einfach hässlich, und daneben stehen aus den Jahrhunderten vor uns Kirchen, Kapellen, Klöster, Schlösser, Bauern- und Bürgerhäuser, Gastwirtschaften, Schmieden, Mühlen, Winzerhäuser, Scheunen, die bei allem auch an ihnen sichtbarem Wandel der Zeiten von einer Baugesinnung und einem Stilempfinden zeugen, das uns offenbar abhanden gekommen ist. Wir berühren uns gerne eines prächtigen Bilderbuch-Bayerns, das hochglanzig mit stolz dahin gelagerten Dörfern, gotischen oder barocken Kirchtürmen, stattlichen Bürgerhäusern und stilvoll geschlossenen Stadtplätzen prunkt. Das ist Heimat, das ist unsere Heimat – erfreuen wir uns dann wohlig und warmen Herzens. Aber wie lange werden wir solche Anblicke noch haben? Mehr und mehr werden die schönen Bilder verstellt durch massige Kraftwerkblöcke, Fabrikmonster, rauchende Riesenkamine, klotzige Silos, durch weit und breit ausgedehnte Agglomerate von Lagerhallen, großflächige Parkplätze, durch Logistik- und Outlet-Centers, Hotel-Komplexe, gebaut von global aufgestellten Unternehmen mit den global gleichen Blaupausen für Hillbillytown in Virginia, irgendwo in Indien, China oder Polen oder halt auch, gleichgültig wo, in diesem abgestandenen alten Europa – möglichst im preiswerten oder doch wellnessruhigen, landschaftsgrünen Außenbereich, aber natürlich erschlossen durch neue, möglichst schnelle Straßen, nahe, aber nicht zu nahe bei immer mehr und größeren Flugplätzen. In den Ortskernen wird alte Bausubstanz entsorgt, Baugrund ist teuer und Verkehrsgrund für gerade lasterbreite Straßen nötig – dafür entstehen dann, höher und höher, enger und enger, einfalllos serielle, aber lukrativere Kargbauten, die man schon satt hat, ehe man sie sieht. Ja, wissen Sie, das muss halt sein, so sagt man im Stadt- und Gemeinderat, das muss sein, um die Wirtschaftskraft zu erhalten, Arbeitsplätze zu schaffen, um mit Hilfe einer sprudelnden Gewerbesteuer die örtliche Lebensqualität auch kleinerer Orte zu steigern und so der Abwanderung in die Großstädte entgegenzuwirken, um die Touristen in möglichst großer Masse dem heimischen Handel und Wandel zuzuführen – wir haben, müssen Sie wissen, so wird man belehrt, so eine schöne berühmte Wallfahrtskirche hier, ein sehenswertes Schloss, eine alte Burg über der Stadt - sonst gehen die Touristik- und Industrie-Unternehmen woanders hin, wo man solche in der globalen Wirtschaftswelt völlig unzeitgemäße Nachdenklichkeit über die Bewahrung einer überkommenen Heimat

nicht kennt, nach Österreich, wo ohnehin alles viel besser ist, nach Tschechien, Ungarn, oder gleich nach China, Pakistan, Indien, Usbekistan, wohin auch immer, jedenfalls woanders hin und wir haben das Nachsehen. Ich weiß, ich weiß – ich weiß aber auch, wie es dort aussieht und zugeht. Ich möchte dort nicht leben müssen. Gibt es denn nicht auch da eine goldene Mitte? Muss man wirklich gleich das Bau- und Planungsrecht so radikal vereinfachen, dass alle Vorkehrungen gegen eine Zersiedelung und Verunstaltung des Landes Makulatur werden, dass die früher doch häufig sehr hilfreiche Mitwirkung kompetenter und stilsicherer, im besten Sinn heimatverbundener Stadt- und Kreisbaumeister und Heimatpfleger entfällt? Gewiss waren die sachverständigen Einwände solcher Fachleute gelegentlich lästig für Bürgermeister und Landräte, die an ihre Wiederwahl dachten, aber mindestens ebenso oft waren sie auch nützlich, und sei es, weil sich bedrängte kommunale Entscheidungsträger damit entschuldigen, listig darauf hinausreden konnten. Was soll das populäre, um nicht zu sagen populistische Motto dynamischer Bürokratie-Abbauer und Verwaltungsvereinfachungsideologen, der bekannt mündige Bürger wisse schon selber, was er will – ja, schon, aber er denkt dabei nur an sich, seinen Geschmack, seinen Nutzen und sein Geld, nicht an die früher mit gutem Grund so genannten wohl verstandenen Interessen der Allgemeinheit. Aber wer redet denn in der zum globalen Markt gewandelten Welt noch vom Gemeinwohl? Womöglich gar noch von kultureller Verantwortung? Eigennutz ist die Devise – vom Kommerz hängt alles ab, von Umsatz und Gewinn. Dabei dient die Bewahrung einer intakten menschenwürdigen Heimat und der damit untrennbar verbundenen Kultur des Landes wahrlich nicht weniger dem allgemeinen Wohl als das freie Spiel der Kräfte und Märkte, wie es mittlerweile anscheinend zum Leitbild der globalen Welt geworden ist. Und – kluge Investoren wissen das: wenn die Heimat keine mehr ist, wenn sie ihr Gepräge, ihren Charme, ihre Schönheit, ihre Seele verliert, entfällt auch ein wichtiger Standortfaktor für Handel und Wandel, für eine blühende Wirtschaft.

Damit ich nicht missverstanden werde: ich plädiere nicht für nachgemachte Butzenscheiben-Romantik oder Lüftlmalerei an jeder Hauswand, ich rufe nicht auf zur Rückkehr in eine vergangene Vergangenheit. Jede Heimat muss auch immer eine Zukunft haben; sie darf nicht im Gestern erstarren. Die Maxime „das war immer so“ ist oft nur eine Ausrede für die Unfähigkeit, sich neuem zu stellen. Wer sich nicht bewegt, schläft ein, verschläft seine Zeit und stirbt schließlich ab. Andererseits war und ist nicht alles Neue schon deswegen gut oder gar schön, weil es anders ist. Und schon gar

nicht ist etwas auch gut und schön, weil es sich rechnet und Gewinn verspricht. Früher, so scheint mir, hatte man meist ein erstaunlich sicheres Gespür für das, was stimmig ist und was nicht, was zu Land und Leuten, zur bewährten Gesittung im Denken, Schaffen und Leben einer Heimat passt. Man hatte aus langer Erfahrung und vielleicht auch humaner Bildung einen inneren Maßstab für das zunächst Befremdliche und für das Bemühen um Geist und Schönheit. Daran fehlt es in unserer Zeit in zum Teil beklagenswertem Maße.

Es gibt ja doch hinreißend schöne und doch zweckbetonte Architektur unserer Zeit. Auch deutsche, ja bayerische Architekten bauen derlei – aber nicht hier, sondern in aller Welt, in China, Dubai oder sonst wo weit von hier. Warum nicht in München oder Würzburg oder Nürnberg oder – zum Beispiel – in Passau?

Als man vor Jahren in Passau die Jahrhundert-Chance hatte, der großartigen barocken Stadt großflächig eine, wie es verheißungsvoll hieß, „neue Mitte“ im Geist unserer Zeit zur Seite zu stellen, hatte nicht nur ich die Vision eines dem Dom und dem barocken Stadtbild ebenbürtigen neuen Stadtviertels als Ausdruck und Ausweis unserer Zeit, gestaltet von den besten Architekten, die sich finden und auf ein solch einzigartiges Ensemble einstimmen ließen. Wenn man jetzt sieht, was daraus geworden ist, wird der eine oder andere vielleicht verstehen, dass ich mich angesichts solch vertaner Chancen unserer Zeit vor der Geschichte geniere. Das geht mir genauso, wenn ich sehe, was zum Beispiel in München im letzten Jahrzehnt aus der Anlage umfänglicher neuer Wohnquartiere hervorgegangen ist – nicht unbedingt unschön, aber halt nichts Besonderes, jene unauffällige Durchschnittlichkeit, die einem nichts sagt, außer, dass dies offenbar leider der geistige Zuschnitt unserer Zeit ist.

Vielleicht meinen Sie, ich redete zu viel von Äußerlichkeiten – aber das Bild der Heimat ist wesentlich für ihren Fortbestand. Siedlungsstruktur und Architektur geben der Heimat Gestalt, Form und Halt – Ansehen, Vertrautheit, Würde. Wenn sich die Art zu bauen und zu wohnen ändert, wenn in Jahrhunderten gewachsene Baugesinnung und Baukultur abhanden kommen, ändert sich mehr als Fassaden, Mauern und Dächer. Dann wird aus der gewohnten Heimat eine andere oder keine mehr. Das Vertraute wird einem fremd und gleichgültig. Wenn unsere Städte und Dörfer so gleich grau-zweckmäßig aussehen wie überall auf der Welt in dicht be- und zersiedelten industriellen Regionen und Ballungsräumen haben wir unsere Eigenart an eine globale Gleichmacherei verloren und damit eine Quelle unserer Kultur. Heimat setzt Eigenart voraus und sichert die eigene Art, eine eigene Zukunft.

Daher kann man zum Beispiel nur bedauern, dass der neue Landesentwicklungsplan so weit, wie es hieß, abgespeckt und entschlackt wurde, dass er der Zersiedelung und Verunstaltung des Landes nicht mehr vorbeugen kann, dass er womöglich, wie der Handwerkstag befürchtet, bloß noch zum Einfallstor für Großmärkte und Discounter wird. Hoffentlich gibt es nach der Wahl noch einmal eine Einsicht und Möglichkeit, dies zu korrigieren. Oder müssen wir uns gar darauf einstellen, dass die echte bayerische Heimat künftig in Rein-Kultur nur noch in Reservaten zu besichtigen ist, nämlich in nach Disney-Art eigens dafür gebauten Alm- und Alpendörfern, wo dann vermutlich auf Folklore getrimmte angestellte Eingeborene auf unsere bekannt urige Art Kühe und Touristen melken, die herangekarrten Businessassen in original holzgetäfelten Gaststuben mit Würstel, Kraut und Brezen, mit Haxen und Knödel und Bier traktieren, zu regionalen Produkten und mindestens einer Übernachtung im Alpenstil verleiten und den ganzen brauchtümelnden weißblauen Kitsch in Gift Shops vertreiben? Sie meinen, dass ich übertreibe? Hoffentlich – denn das wäre nicht nur ein nachhaltiger Strukturschaden für das umliegende Gewerbe, sondern letztlich das Ende der Heimat, die ich meine und liebe.

Gegen solche kommerziellen Verirrungen würde uns auch ein eigener Minister für Heimat nicht helfen können, den ich jedoch auch sonst für die Folge eines Missverständnisses hielte. Warum ein Ressort für Heimat neben all den andern? Damit alle anderen Ressorts sagen können, für Heimat sind wir nicht mehr zuständig? Das kann es doch nicht sein. Wem die Heimat am Herzen liegt, darf sie doch nicht in ein Ressort abschieben. Bewahrung und Pflege der Heimat ist eine Pflichtaufgabe aller Ministerien, der ganzen Staatsregierung mit dem Ministerpräsidenten an der Spitze – er ist letztlich der Garant wohl verstandener Sorge des Staates um die Heimat.

Heimat erfährt oder vermisst man, wo man lebt. Daher ist die Sorge um die Heimat eine Pflichtaufgabe der kommunalen Selbstverwaltung der Gemeinden und Städte, Landkreise und Bezirke. Sie stiften heimatliche Identität; wenn es ihnen nicht gelingt, kann dies niemand ersetzen. Dass die Bezirke sich dessen bewusst sind, weiß ich, und was das für die Bezirke bedeutet, wissen Sie am besten. Dass dies nicht immer einfach ist, kann man sich vorstellen. Aber was dabei entstand und entsteht, ziert Bayern und ist jede Anstrengung und, fast, jeden Streit wert. Dass Sie dabei die Bayerische Verfassung auf Ihrer Seite haben, dass Sie damit ein fundamentales Staatsziel verwirklichen, habe ich schon vor gut 20 Jahren bei einer Ihrer Verbandsversammlungen (in Seeon) zu erklären versucht.

Die Erhaltung einer menschenwürdigen, kulturbewussten Heimat ist in der Tat für mich ein oberstes Verfassungsgebot. Denn nicht zuletzt so ist es gemeint, wenn in Artikel 3 der Bayerischen Verfassung steht, dass Bayern ein Kulturstaat sei, zu sein habe. Da geht es nicht bloß um materielle Förderung kultureller Aktivitäten – nein, den Verfassungsvätern ging es in sehr grundsätzlicher Weise um das Selbstverständnis dieses Staates, um seine geistige Ausrichtung, um die Bewahrung der Menschenwürde gegen alle Diktatur und Barbarei, man argumentierte mit Fichte gegen Hegel und Nietzsche, wie in den Protokollen des Vorbereitenden Ausschusses der Verfassunggebenden Landesversammlung von 1946 eindrucksvoll nachzulesen ist. Das schließt, so meine ich, die Pflicht ein, dem Verlust kulturstiftender Identität in einer sich ins Endlose und Uniforme verlierenden Welt entgegenzuwirken – Barbarei hat viele Gesichter und Diktaturen üben nicht nur politische Machthaber aus, auch wirtschaftliche und technokratische Zwänge können unfrei machen und den Weg bereiten in eine geistwidrige, kulturlose Barbarei.

Noch stärker als im Bild der Heimat drückt sich Eigenart, geistige Identität, wie sie Heimat schafft, in der Sprache aus. Müssen wir – vor allem wir Deutsche sind darin Weltmeister - uns so leichthin unserer Sprache entledigen und nachgerade süchtig das Idiom des WWW, des weltweiten Wahns annehmen, jene Seuche des BSE, des „*bad simple English*“? Darin lassen wir uns zumindest in Europa von niemand *toppen*, *sorry*, überbieten. Die gemeinsame Sprache ist ein bestimmendes, konstitutives Element der Heimat und wie man im Alltag laufend spricht, denkt man schließlich auch. Wo man nur noch zum *shoppen* und *biken* und *gamen* geht, wo man einen *coffee-to-go* zur *chillout party* mitnimmt, wo man nicht mehr aufbegehrt, sondern *slammed* und die Heimat *bottom-up* neu *rooted*, wo man, *wow*, gar nicht mehr *checked*, dass wir längst einer neuen, globalen, anglo-amerikanisch dominierten Leitkultur verfallen sind, da ist eine andere Welt eingekehrt, die Heimat schon eine andere geworden. Ich bekenne, *oute* mich, dass ich derlei Denglizismen weithin albern finde und affig, affig in dem buchstäblichen Sinn, dass es Tiere gibt, die andere Lebewesen nachahmen, ohne zu verstehen, worum es geht.

In den letzten Jahren lud mich der kraft seines Amtes zur Pflege der bayerischen Kultur berufene Bayerische Staatsminister für Wissenschaft und Kunst jeweils zu der von ihm alljährlichen veranstalteten „*christmas lecture*“ ein – *sounds really British*, *indeed*, aber bitte, was soll das? Zeigen, wie weltläufig wir sind, wie wir in der globalen

Provinz Bayern der großen Welt nachlaufen? In Paris, Rom, Madrid käme man nicht auf solche Ideen. Ich weiß wohl: die „Christmas lecture“ ist eine Tradition der berühmten Royal Institution in London und die wollte man nachahmen – aber kann man das dann nicht „Weihnachts-“, oder „Adventsrede“ nennen? Dass man mich nicht missverstehe: man muss in der globalen Welt in der Lage sein, sich in fremden Sprachen zu verständigen; ich habe selbst einige Jahrzehnte hindurch in meinem Beruf jede Woche Stunden, ja Tage damit zugebracht, in aller Welt Englisch oder Französisch zu sprechen, Tagungen und Verhandlungen zu leiten, Reden zu halten, übrigens auch in jener althehrwürdigen Royal Institution – aber daheim? Soll uns die Sprache Goethes, Schillers, Grillparzers, Stifters, Heines, Fontanes, Storms, Thomas Manns, Hofmannsthals, Stefan Zweigs, eines Thoma oder Anzengruber, Böll oder Grass, die Sprache, in der auch ein Celan, eine Nelly Sachs oder Hilde Domin fest hielten, was sie in der Seele, im Herz, im Geist bewegte, soll dieses Deutsch uns zur Fremdsprache werden? Wollen wir uns wirklich die hörbare Eigenart der Heimat so leicht hin nehmen lassen, sprachlich heimatlos werden und uns in die globale Beliebigkeit einer seltsam fragmentierten coolen Kultsprache verlieren? Man lernt bald nicht mehr Deutsch in der Welt, weil man zu wissen glaubt, dass die Deutschen ja selber lieber englisch reden oder das, was man global dafür ausgibt. Gewiss war das Deutsche seit vielen Jahrhunderten, von Anfang an, durchsetzt mit fremdstämmigen Wörtern, vor allem, wie in allen europäischen Sprachen, aus dem Lateinischen – freilich kaum in der Alltagssprache, meist nur in Begriffen der Wissenschaft und des Rechts. Aber das widerspricht meiner These nicht – im Gegenteil: denn vor allem durch den Zwang und Gebrauch seiner Sprache, nicht nur durch die Legionen, verbreitete und hielt sich das römische Weltreich über viele Jahrhunderte, so setzte es seine Art zu verwalten, zu regieren, zu denken, zu leben in ganz Europa und weithin in der Welt durch – im Grunde bis heute. Wollen wir solche Wirkungsmacht nun an die bits-und bytes-Sprache von Google und Gates übertragen, uns ganz der MacDonald-Duck- Kultur ausliefern? Vielleicht sollten wir wenigstens tun, was Herr Ramsauer offenbar der Deutschen Bahn endlich beigebracht hat: wir könnten ruhig wieder häufiger deutsch reden – und sei es nur unter uns, wo wir daheim sind. Man muss doch nicht unbedingt den Hausmeister „executive manager general services“ nennen und kann eigentlich ganz gut zum Einkaufen gehen statt zum Shoppen.

Hartnäckig, wie ältere Menschen und Bayern zumal sind, bleibe ich dabei:

Je weiter die Welt sich weitet, je weiter der Horizont und der Handlungsraum des Menschen hinausrückt, je mehr fremde Eindrücke und Einflüsse auf ihn einströmen,

desto wichtiger wird, dass der Mensch einen eigenen Standort behält, einen festen Grund, in gewordener Eigen- und Sinnesart verwurzelt bleibt und in seiner ihm vertrauten Sprache Gemeinschaft findet. Aus der alten griechischen Mythologie kennt man die Sage von jenem *Antaios*, der unüberwindbar war, solange er mit den Füßen auf dem Boden stand, aber sogleich kraftlos wurde, sobald er sich darüber erhob.

Diese Bodenhaftung erfahren wir vor allem dort, wo Heimat ist.

Weh' dem, der keine Heimat hat - mit diesen Worten endet ein Gedicht von *Friedrich Nietzsche* aus dem Jahr 1884, das die Verlorenheit, das Unbehaute der Kreatur in der Winterkälte einer Welt kalter Wüsten und alles überdeckender Mächte in nachdenkliche, angstvolle Verse formt⁶:

„Die Krähen schrei'n

Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:

Bald wird es schnei'n –

Wohl dem, der jetzt noch - Heimat hat!

Nun stehst du starr,

Schaust rückwärts ach! wie lange schon!

Was bist du Narr

Vor Winters in die Welt – entflohn?

Die Welt – ein Thor

Zu tausend Wüsten stumm und kalt!

Wer das verlor,

was du verlorst, macht nirgends Halt...

Die Krähen schrei'n

Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:

Bald wird es schnei'n - Weh dem, der keine Heimat hat.“

Unterlegt man diesem Text die geistige und gesellschaftliche Situation unserer Zeit, ist er beklemmend aktuell. Hier ist in knappe Bilder gefasst, was den Menschen überkommt, wenn er sich der für ihn immer unabsehbarer, unbegreifbarer werdenden Welt aussetzt. Es friert ihn, wie Angst frieren macht, Angst vor der Übermacht des Undurchschaubaren, Angst zuletzt vor der eigenen Existenz, die ihren Halt, ihre Grundlage zu verlieren droht. Weh dem, der da keine Heimat hat – eine bergende Heimat als Ankerplatz im stürmischen Wandel der Zeiten.

⁶ FRIEDRICH NIETZSCHE, Kritische Studienausgabe, dtv und de Gruyter, Neuausgabe 1999, Band 11: Nachlass 1884-1885, Seite 329, 28(64) unter der Überschrift „Der Freigeist. Abschied“